

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

47.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[März 22, 1854.

Der Mais oder türkische Weizen. (Zea Mais L.)

Der Mais ist unter den dem Verbräuche der Menschen und Thiere Mehl und Brod liefernden Früchten, als Kartoffeln, Getreide u. dgl., wohl am weitesten auf der Erde verbreitet und der jetzige Anbau vieler Abarten nicht bloß auf die Tropenländer eingeschränkt, sondern allerdings geeignet, wenigstens in zwei kleineren Hauptarten, Nahrung für die Norddeutschen, und in allen drei Hauptarten Nahrung für die landwirthschaftlichen Thiere bis zu den deutschen Nord- und Ostseeküsten zu liefern.

Columbus führte den Mais zuerst aus Mittelamerika in Europa ein, wo er sich schnell im Süden verbreitete und nun immer nördlicher in die Pflege der Garten- und Feldwirthschaft aufgenommen wird. Der Anbau in Oesterreich und Schwaben, so wie am Rhein, ist bereits ansehnlich. Versuche haben uns gelehrt, daß er auch in Norddeutschland in den kleineren, unter B und C beschriebenen Arten geräth, und wir wünschen, ihm durch unser gemeinnütziges Magazin die verdiente Aufmerksamkeit der Landleute zuzuwenden; denn kein anderes Getreide ist so ergiebig, als der Mais. Der starke Halm ist mit langen und breiten Blättern besetzt und leidet kein Unkraut in der Nähe. Die erste Reinigung muß mit der Hand und die fernere kann mit dem Schaufelpluge geschehen.

Der Mais ist eine jährige, gegen Nachtfröste empfindliche Pflanze, deren verschiedene Arten selbst in Deutschland bis 8 Fuß Höhe erreichen und im Verhältniß zur Wärme des Klima's zuckerreich sind. Er darf daher erst gelegt oder aus den Mistbeeten verpflanzt werden, wenn die Nachtfröste nicht mehr zu besorgen sind, und bedarf der nämlichen Pflege, als der Taback, welcher mit ihm ein gemeinschaftliches Vaterland hat. Wann der Wallnussbaum Blätter hat, ist der richtige Zeitpunkt des Verpflanzens oder des Legens der Saat. Weicht man solche vorher in etwas salzigem Wasser, so hat man den Vortheil, nur ganz gesunde Körner zu legen; indem die leichteren oben schwimmenden zum Viehfutter verbrauchen werden. Der Mais geräth auch auf Anschwemmungsboden, aber sicherer auf tiefem, gut gedüngtem Sand- und lehmigem Sandboden, liebt auch den Märgel, besonders in etwas kälterem Grunde. Er trägt männliche und weibliche Blüthen grünlich weißer, in's Röthliche spielender Farbe in getrennten Aehren. Die männlichen Blüthen erscheinen als Rispen, wie ein Federfuß an der Spitze des Halms, die weiblichen kommen an der Seite aus einer Scheide hervor. Die Griffel bilden einen herabhängenden Büschel seidenähnlicher Fasern. Nach der Befruchtung vertrocknet die männliche Blüthe und in der Scheide der weiblichen Blüthe erzeugt sich der

Saamenkolben, worin die Körner in langen Reihen feststehen. Jeder Halm trägt zwei bis drei solcher Kolben. Die vielen pergamentartigen Deckblätter schützen die Körner gegen die Witterung und Insekten, aber freilich nicht gegen den Vogelfraß. — Die Farben der Körner sind sehr verschieden und gleicher Währung für das Mehl; nur glauben die nördlichen Amerikaner, daß das Gebäck aus Mais mit weißen Körnern wohlschmeckender sey.



Der Mais oder türkische Weizen.

Wenn wir ihn mehr als bisher im Norden einführen, so werden wir ohne Zweifel neue Arten gewinnen, die uns mehr, als die bisher bekannten, leisten werden. Auch in Frankreich will man bemerkt haben, daß die weißen Körner etwas früher reifen und daß sie sich für einen Anschwemmungsboden besonders eignen.

A.

Die größere Art kann mit Vortheil nur in Süddeutschland gebauet werden und misräch, weil sie 6 Monate vegetirt, gemeinlich schon in Mitteleutschland, besonders sobald sie Gartenschug entbehret. Ist gleich diese Art am ergieblichsten in der Quantität, so verlangt sie doch auch den besten Boden. Die vorstehende erste Figur liefert verkleinert die allgemeine Ansicht des Mais im Zustande der höchsten Entwicklung; die zweite das reife Maiskorn in Kolben; die dritte die Ansicht des Mais 14 Tage nach dem Legen; die vierte die Ansicht des Maiskorns. Dieses Korn ist bei den größern Arten kleiner und bei den andern kleiner, als die Abbildung.

Die zweite Darstellung liefert den großen Mais in seiner völligen Entwicklung; a die Geschwulst der Krankheit des Mutterkorns, welches sich bald an den Körnern, bald an den Stengeln des Mais zeigt und durch den Stich einer borstigen Fliege, die ihre Eier auch dem Fleische mitzutheilen strebt, veranlaßt zu werden scheint. Solche Krankheit wird gefördert durch einen zu reichen Boden und durch einen zu dichten Stand, der dem Winde und der Sonne keinen freien Zugang gestattet. Der Staub des Mutterkorns entsetzt im Innern und verbreitet sich nach Außen in den verschiedensten Formen. In Columbia herrscht der Glaube, daß das Mutterkorn vor seiner Reife am giftigsten sey, daß den Menschen, die solches genießen, die Haare und bisweilen sogar die Zähne ausfallen. Gleiches trifft die solches genießenden Schweine, deren Hintertheile dadurch gelähmt werden; die Maulthiere sollen darnach Entzündungsgeschwülste an den Füßen erhalten und die Hühner häufig zu frühe Eier legen ohne Schale. Der Columbianer bewacht den gesunden Mais, um ihn vor jedem Thierfraße zu schützen, aber keineswegs, wenn er wegen seiner Krankheit werthlos geworden ist. Genießen die wilden Thiere solche kranke Körner, so befallen sie die nämlichen an den landwirthschaftlichen Thiere wahrgenommenen Zufälle. b. zeigt die Figur des angestekten Fruchtkolbens.

Der sogenannte Staubbbrand befällt nur die männlichen Blüten in feuchter Witterung, verwandelt diese in kleine, mit schwarzem Staube angefüllte Geschwülste und verhindert die Befruchtung und Reife.

Die zweite Figur stellt den großen Mais in Kolben dar; die dritte das Korn des großen Mais und d. den horizontalen Durchschnitt des Fruchtkolbens.

Der als Landverständiger berühmte, österreicherische Subernalrath Burger untersuchte die in Italien und Syrien bekannteste große Maisart in ihren Bestandtheilen sowohl nach der Ernte, als 10 Monate später, da der Mais erst allmählig alle Wassertheile ausdünstet. Er fand darin keinen Kleber, Andere aber doch etwas, wenn auch weit weniger, als in dem Weizen, welcher daran so reich ist.

Nach der Ernte. 10 Monate später.

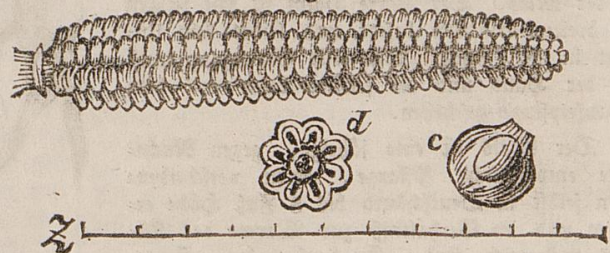
Flüchtige Theile.....	0,268.	0,130.
Keim.....	0,074.	0,078.
Schleim- u. Zuckerstoff	0,080.	0,098.
Eiweiß.....	0,010.	0,012.
Stärke.....	0,173.	0,211.
Harzsubstanz.....	0,293.	0,358.
Erde.....	0,022.	0,026.

Der Wiener Scheffel von 3537 Kubikoll wog 7 Monate nach der Ernte gegen 86 Pfund, ein Jahr alt 88 Pfund; bei 80 Grad Reaumur gebörret 69 — 97 Pfund.

Fig. 1.



Fig. 2.



Die Saamenhandlung J. G. Booth in Hamburg verkauft das Pfund großer, gelber Maiskörner zu 10 Schillinge, 6 Gr. preuß.; großen blaßgelben à 12 Schillinge; großen rothen 12 Schillinge. Da diese Handlung nie schlechten Saamen verkauft, so ist es doch vorsichtig, wenn man den Maisbau versuchen will, den Saamen von einer Handlung zu nehmen, der man keine Lieferung anderer Körner, als bestellt würden, nachsagen kann.

B.

Die frühe kleine gelbe Art des Mais (*Zea praecox*, dwarf corn.) hat Aehnlichkeit mit der italischen Art Anarantino, die zwar bei uns nicht so schnell reift, als in Italien, aber auch im nördlichsten Deutschland bei dem schlechtesten Sommer zur völligen Reife gelangt.

Das Korn ist klein und die Schale zart. Das Mehl dieser Art hat einen angenehmen Geruch und eine schöne gelbe Farbe. Der Stengel wird selten über vier Fuß. Das sogenannte Cobbet-Korn ist eine Abart dieses frühreifen Mais, welches Fig. 1. der nachstehenden Tafel abgebildet ist; a. ist ein einzelnes

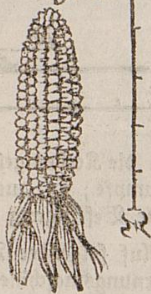
Korn in natürlicher Größe; Fig. 2. ein Kolben mit Maßstab; d. der Kolben im horizontalen Durchschnitte. Das Pfund kostet in der Voothschen Saamenhandlung in Hamburg 16 Schill. — 12 Silbergroschen.



Fig. 2.



Fig. 3.



C.

Der frühe, ganz kleine Perl-Mais hat gleiche Eigenschaft der Vorzüglichkeit des Mehls und frühen Reife vor dem Eintreten der Nachtfrost im nördlichen Deutschland. Von solchem ist der ägyptische oder Hühnermais eine Abart. Es ist möglich, daß er im wärmsten Theile Süddeutschlands nach der Reife des Winterrübens, aber schwerlich des Rapses reif werden kann. Er ist abgebildet Fig. 3 und b. in zwei etwas in der Größe von einander abweichenden Arten. Da er noch bei uns sehr selten ist, obgleich seine Verbreitung sehr wünschenswerth ist; so gilt das Pfund in der Hamburger Voothschen Saamenhandlung 1 Rthlr. preussisch. Solche hohe Preise werden nach der allgemeinen Verbreitung des Maisbaus bald wegfallen, und er wird dann auf $\frac{1}{3}$ des Wertes des Weizens sinken.

In allen Klimaten und Abarten ist stillstehendes Wasser eine Pest für den Mais; starke Meyengüsse sind ihm am nachtheiligsten auf einem thonigen Boden, in welchen die zahlreichen, harten, faserigen, weißen und dünnen Wurzeln nicht leicht eindringen. Eine ihm eben nachtheilige lange Dürre sucht ihn besonders im nördlichen Deutschland nicht leicht heim.

Wenn man den Mais zur Saatgewinnung auf sandigen, schwachgedüngten Feldern erzieht, da sich diese am besten dazu eignen, so muß er in Reihen gepflanzt werden, um viel Sonne und Luft zu haben; je kleiner die Art ist, desto näher kann man die Reihen rücken; bei den größten Maisarten bedarf jede Reihe, die behackt und behäufelt werden muß, wenigstens 27 Zoll Breite. Die beiden andern, in Norddeutschland nur allein empfehlungswürdigen Arten erhalten 18 Zoll wenigstens von einander entfernte Reihen und die Pflanzen selbst stehen 12 Zoll von einander. Die Burersche, von Burger selbst beschriebene Säemaschine ist die beste, aber die Handlegung und noch mehr die Verpflanzung sind vorzuziehen. Jede Wässerung ist ihm in der Dürre sehr willkommen, wenn sie Statt finden kann, und die öftere Behackung, welche die Oberfläche wechselt, erleichtert dem Thau das Eindringen bis zur Wurzel.

Wenn etwa eine frühe Herbstkälte den Blättern des Mais eine weißliche Farbe mittheilt, so wird der Mais seine Reife niemals erlangen, und man mähet ihn dann ab, um frisch oder als Heu den Mais zu benutzen.

In Plätzen, die rauhen Winden besonders ausgesetzt sind, darf man keinen Mais bauen. Wirft aber ein Sturm einige Maispflanzen um, so muß er bald möglichst wieder aufgerichtet und die Erde niedergetreten, auch angeworfen werden, damit er seine gerade Richtung, die allen Pflanzen zu ihrem Gedeihen so nöthig ist, wieder erlangt.

Den Pflanzen von 8 bis 10 Zoll Höhe räumt man alle überflüssigen Nebenschäfte ab und giebt sie, wie später nach der Befruchtung die abgeschnittenen männlichen Blüthen, den Thieren des Landhaushalts zum Futter. Das Abschneiden dieser Blüthen befördert in den kälteren Gegenden die frühe Reife der Kolben; man muß aber stets die Deckblätter der Kolben schonen.

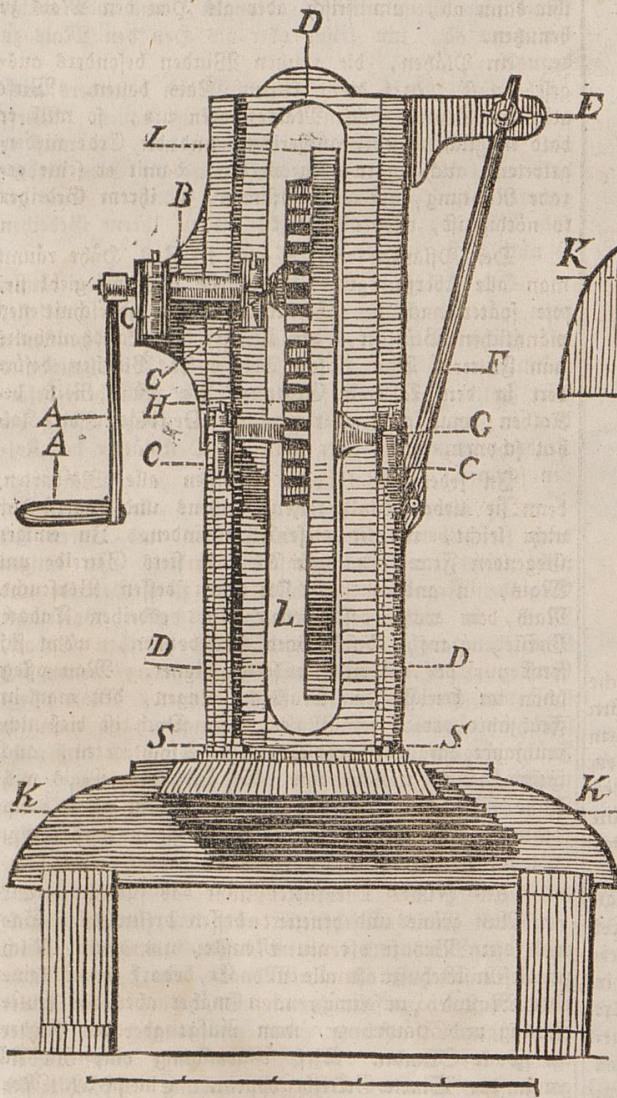
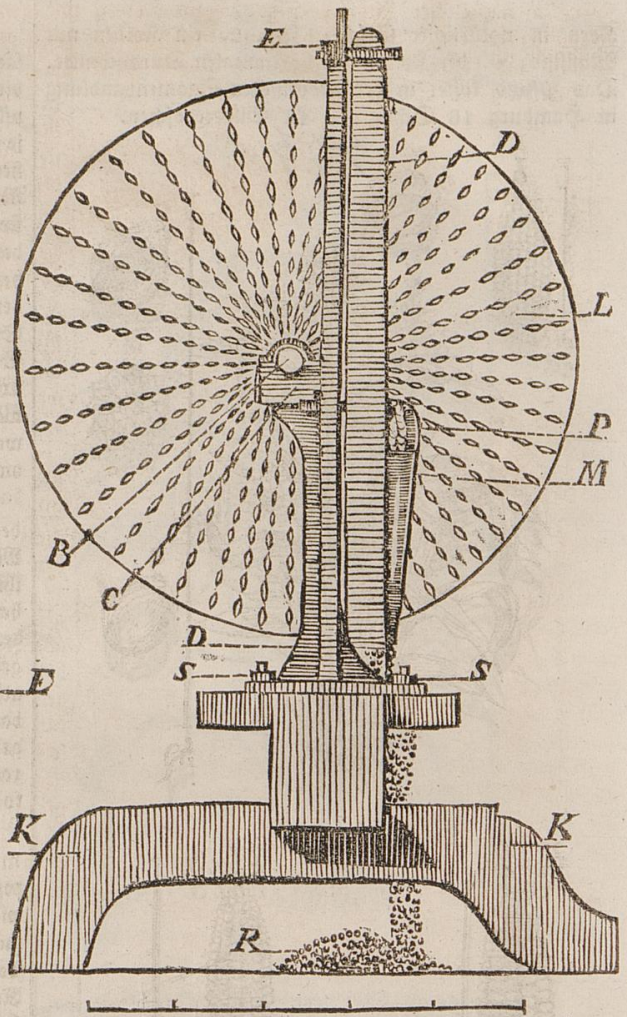
In jedem Waldboden gedeihen alle Maisarten, denn sie lieben einen tiefen Humus und lagern sich nicht leicht, wo sie diese Tiefe finden. In einigen Gegenden Frankreichs wechselt man stets Getreide und Mais, in andern sind Kartoffeln dessen Vorfrucht. Nach dem wohl bestandenen Mais gedeihen Taback, Gerste, Hauf, Dinkel und Puffbohnen, wenn sich sonst nur der Boden für solche eignet. Man pflegt schon im Herbst den Mais zu düngen, den man im Frühjahr darauf pflanzt oder legt. Doch ist dies nicht unumgänglich notwendig. Alle Düngerarten, auch Fische, Asche, Kalk und Ruß sind dem Mais willkommen. In den Linien des Mais kann man Krupbohnen, Kürbise, Gurken erbauen, da diese eher weggenommen werden können, als der Mais reif ist.

Als grünes Viehfutter nützt das südliche Frankreich den Mais und erneuert dessen breitwürfige Saat zu diesem Behufe oft alle Monate, um damit Milch- oder Mastvieh zu ernähren. Er bedarf dann keiner Sätzung und Häufelung, man mähet aber das Futter ein Paar Stunden vor dem Aufgange oder Niedergange der Sonne. Diese Anwendung empfiehlt sich in unsern Winter-Getreidestoppeln. Ein preuss. Morgen liefert, wenn der Mais nicht zu früh gemähet wird, 50 Centner Heu.

Die geernteten Kolben des Mais hängt man an der Decke auf oder läßt ihn auf dem Boden trocknen, wendet ihn jedoch oft um, oder bringt ihn nach der zweckmäßigen Weise der Ungarn in einen mit Latten

versehene Verschlag, der oben bedeckt ist und von der Luft Zugang hat.

Man kömmt den Mais aus den Kolben, mit der Hand durch Reibung, mit einer Sichel, mit einer Art von Karren, mit dem Dreschflegel, auf einem eisernen Stabe, über einem Maas, mit einem Reifeisen, oder mit einer Maschine aus Gußeisen hier von der Seite dargestellt. Das folgende Bild A. bezeichnet die Kurbel; B. die Welle, durch welche die Bewegung fortgepflanzt wird; C. C. L. die Büchse, in welcher die Zapfen der Wellen sich bewegen; D. das Verbindungsstück der beiden Seitenstüben; E. den Regulator; F. den sich hin und her bewegenden Stecken; G. die Welle des großen vertikalen Rades; H. das kleine Rad, welches in ein größeres Sternrad eingreift; I. das große Sternrad; K. K. die hölzerne Sohle der Maschine; L. das mit eisernen Reibezähnen besetzte Rad; S. S. Schrauben, um die Maschine auf ihrer Sohle festzuhalten.



Die nämliche Maschine von vorne betrachtet.

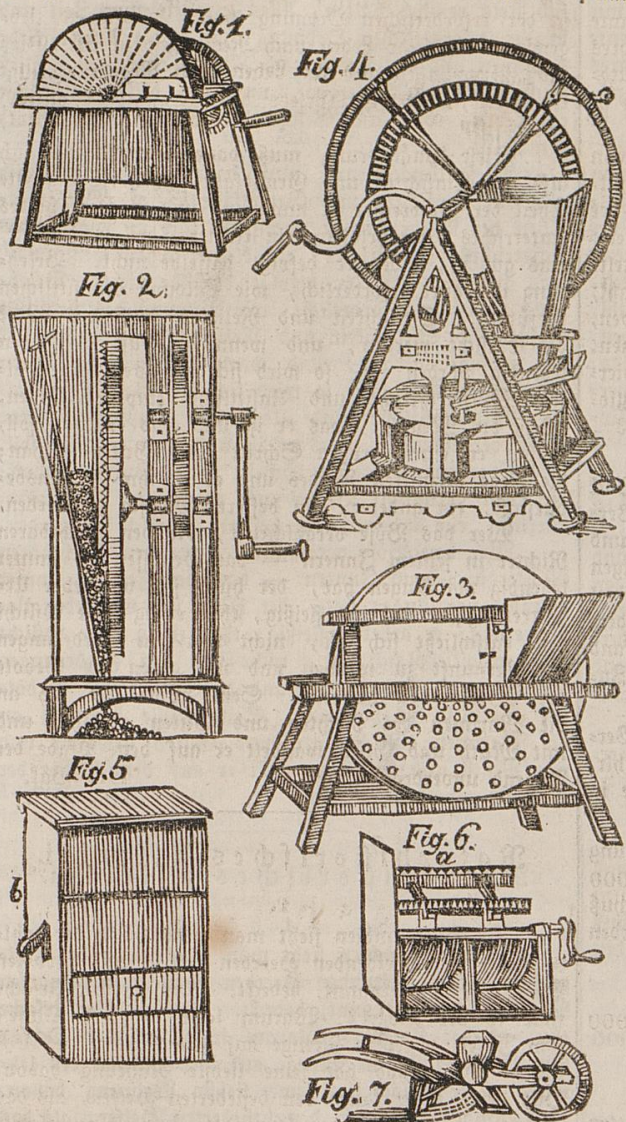
B. die Welle; C. das Zapfenlager oder die Büchse; D. Verbindungsstück der beiden Seitenstüben der Maschine; E. der Regulator; K. K. die hölzerne Sohle der Maschine; L. Rad mit Reifeisenzähnen; M. Rumpf,

worein die Kolben gelegt werden; P. ein Fruchtkolben im Rumpfe; Q. ausgekörnter Mais; S. S. Schrauben zur Befestigung der Maschine auf der Sohle.

Auf folgender Tafel ist Figur 1. die einfachste Auskörnmaschine; Figur 2. die sogenannte Mariottische; Fig. 3. die Cobbettische; Figur 4. die Handmahlmühle des Mais, auf der das Mehl niemals zu fein gemahlen werden darf; Figur 5. die Beutelmaschine; Figur 6. die innere Ansicht der Figur 5. sammt dem Drathcylinder und Figur 7. eine Maisdrillmaschine.

Den gelagerten Mais muß man fleißig umstechen; denn der Mais trocknet langsam. Unter allen Europäern lieben die Italiener die Maisnahrung vorzüglich in den untern Klassen, sowohl in Grütze, als in Polenta, Maccaroni, Nudeln und Gebäck. — Den Pferden giebt man nur geschroteten Mais, und besonders diesen Schrot den zur Mast und zum Eierlegen bestimmten Thieren des Hühnerhofes. — Mit dem eingekochten Saft der Maisstengel kann man Bienen füttern, den holtigen Fruchtcolben nach der Auskörnung zum Thierfutter mahlen. Der Maisbrot soll ein Heilmittel der fallenden Sucht seyn. Da er keine Gährungsstoffe besitzt, so nährt der Mais Kranke und saugende Personen, und schon das Alterthum behauptete, daß die vom Mais sich nährenden Völker länger lebten, als die Völker, deren Hauptnahrung Getreide ist. Das vom Mais gebackene Brod ist

spröde, wenn das Maismehl nicht mit andern Getreide gemischt ist. Man ist die jungen Körner wie Erbsen und eben so die unreifen gekochten Maiskolben.



Einige merkwürdige Rechnungs-Resultate.

In welchen enormen Verhältnissen ein Kapital wächst, wenn man zu demselben fortwährend die jährlichen Zinsen schlägt, davon mögen folgende Beispiele einen Beweis geben.

Ein Pfennig wird um Christi Geburt auf Zinsen ausgethan; die Zinsen werden wiederum dem Capitale hinzugefügt, und beide als ein neues Kapital ausgeliehen. Es fragt sich nun, bis zu welcher Summe wird jetzt der Pfennig angewachsen seyn? Sollte Jemand, ohne mit der Art des Anwachs vertraut zu seyn, diese Summe rathen, er würde vielleicht höchstens ein Paar Tausend Thaler annehmen. Ein solches Sümmdchen verschwindet jedoch gegen die ungeheure Geldmasse, welche jener Pfennig hervorgebracht hat, wie ein Sandkorn gegen die Erde; die Zinseszinsen eines Pfennigs würde man nicht mit den reichen Diamantgruben Ostindiens und Brasiliens erkaufen können, ja, ihre bisherige Ausbeute würde nicht den bil-

ligsten Theil von dem Werthe jener Summe betragen. In einer runden Zahl ausgedrückt, würde die Anzahl der Pfennige sich auf 400,000,000 Quintillionen belaufen, eine Zahl, welche, wenn wir sie ausschreiben wollten, 38 Nullen enthalten würde. Um nun die Größe dieses Resultates anschaulich zu machen, wollen wir den Werth dieser ungeheuren Summe gegen einen Goldklumpen berechnen. Allein die Größe unserer Erde verschwindet wiederum wie ein Nichts gegen den aus einem Pfennige gewordenen Goldklumpen; denn um Zinseszinsen des Pfennigs einzuzuwechseln, bedürfte es über 70 Millionen goldener Erdkugeln.

Setzen wir nun die Sonne $1\frac{1}{2}$ Millionen Mal größer, als unsere Erde, so wäre diese Anzahl von Erdkugeln 48 massiv goldenen Sonnen gleichzusetzen. Für diejenigen, welche mit der Berechnung von Zinseszinsen, mit Hülfe gewisser künstlicher, arithmetischer Mittel, nämlich der Logarithmen, nicht vertraut seyn sollten, mag noch hinzugefügt werden, daß die auf eine solche Berechnung verwendete Zeit mit der ungeheuren Größe der Summe in gar keinem Verhältnisse steht, sondern daß man Aufgaben der Art in einer Viertelstunde lösen kann.

Ein Rechenlehrer in Straßburg hinterließ ein Testament folgenden Inhalts:

„Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum 8 Jahre alt, bewies er mir ein, daß, wenn man die Sprocentigen Interessen jährlich zum Kapital schlage, sich dasselbe in hundert Jahren 131 Mal vermehren müsse. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, schien dem alten Manne zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus seiner Tasche, und sagte mit einer Begeisterung, welche mir noch jetzt vor Augen schwebt: Mein Kind, erinnere dich, so lange du lebst, daß mit Dekonomie und Rechenkunst dem Menschen Nichts auf der Welt unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres, trage sie zu einem Kaufmanne, meinem Freunde, der sie aus Gefälligkeit für mich in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Interessen dazu schlagen, und dann einst bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen.“

„Seinem Befehle habe ich Folge geleistet. Aus den 24 Livres sind seit jener Zeit von etwas über 62 Jahren 500 Livres geworden, die ich, Kraft dieses in 5 gleiche Theile dividire, und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort zu Zinseszinsen ausgethan bleiben, jedoch so, daß alle 100 Jahre nur Ein Fünftheil gehoben und angewendet werde.“

„Das erste Fünftheil wird in 100 Jahren so viel betragen, daß dafür ein Morast, der neben meinem Geburtsorte liegt, urbar gemacht werden kann.“

„Vom zweiten Fünftheil, 100 Jahre später, sollen 80 Preise zur Aufmunterung der Wissenschaften, des Ackerbaues u. s. w. gestiftet werden.“

„Vom dritten Fünftheil, 100 Jahre später, sollen im ganzen Reiche 100 patriotische Leihhäuser angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger, ohne Interessen, Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten 12 Kunstsammlungen und 12 öffentliche Bibliotheken gründen, jede derselben soll 100,000 Li-

vres jährliche Renten haben, um 40 verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten."

"Vom vierten Fünftheil, 100 Jahre später, sollen hundert neue Städte gebaut und jede mit 150,000 Menschen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht so viel baares Geld vorhanden sey; aber ich überlasse den Exekutoren meines Testaments, das Geld nach Belieben in Immobilien zu verwandeln."

"Endlich vom letzten Fünftheile, nach Ablauf von 590 Jahren, sollen zuerst unsere eigenen Staatsschulden und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newton's schönes Werk, die Universalrechnenkunst betitelt. Die Exekutoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll sterbend seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie, bei Hebung des vierten Fünftheils, einen kleinen Bruch von 32 Millionen unter sich theilen.

Der 1791 in Glogau verstorbene Justizrath Sack hatte ein auf 256,253 Rthlr. sich belaufendes Vermögen in einer Familienstiftung zu Beneficien und Stipendien bestimmt. Da jedoch den Verfügungen des Erblassers gemäß immer nur ein bestimmter Theil der Zinsen zu jenen Zwecken verwendet, der andere jedoch zur Kapitalmasse geschlagen wurden, so fand sich 10 Jahre nach dieser Stiftung schon ein Zuwachs von 102,580 Rthlr.

Bei vierprocentigen Interessen würde das Vermögen nach 200 Jahren auf 1,083,168,426 Rthlr. angewachsen seyn, bis endlich alles Geld der Erde in diese Stiftung geflossen wäre.

Es wurde daher durch eine Kabinettsverordnung festgesetzt, daß das Kapital die Summe von 330,000 Rthlr. nicht übersteigen und der jährliche Ueberschuß an Zinsen zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden solle.

Um eine Billion zu zählen, braucht man 190,000 Jahre, wenn man Tag und Nacht fortzählt.

Die 32 Figuren auf dem Schachbrette gestatten 1124 Quatuordecillionen verschiedener Stellungen, eine Zahl, welche mit 88 Nullen geschrieben wird.

Dr. R.

Wie bessert man Verbrecher?

Menschen zu bessern, ist eine schwere Aufgabe, und doch soll es geschehen; noch schwieriger ist die Besserung der Verbrecher, und gleichwohl ist sie dem Staate heilige Pflicht. Was muß dieser nun thun, um das zu erfüllen, was er nicht von sich abweisen darf? Die Besserung besteht in der Umänderung der Grundsätze, die Jemand bisher gehabt, der Maximen, die er befolgt und des ganzen Thuns und Treibens, dem er bis jetzt gehulbigt hat. Wie erreicht man nun diesen Zweck und wie macht man aus einem verdorbenen, sittlich bösen Menschen einen ordentlichen und guten? Die Besserung muß von der Lebensweise beginnen, zu den Einsichten und den Maximen fortgehen und die Gewohnheit der Tugend das Ende krönen.

Gewöhnlich fehlt es den meisten Verbrechern an Liebe zur Ordnung, Arbeit und Reinlichkeit. Ihre Strafe im Gefängnisse muß damit anfangen, daß sie sich stets reinlich halten, Alles zur gehörigen Zeit und in der erforderlichen Ordnung thun, die Arbeit lieb gewinnen und ihr Leben nach Regeln einrichten. Dieß muß Gewohnheit werden, und aus dieser entspringt ein Leben, das dem Gesetze der Vernunft (Legalität) gemäß ist.

Diese Umänderung muß dauerhaft seyn und sich also auf Einsichten und Grundsätze stützen. Der größte Theil der Verbrecher ist unwissend und in Hinsicht des Unterrichts verwahrloset; ein kleiner Theil weiß zwar, was gut ist, aber er befolgt dasselbe nicht. Belehrung ist daher erforderlich, wie Bildung des sittlichen Gefühles. Sittlichkeit und Religion muß das Werk der Einsicht werden, und wenn die Lust zu beiden lebendig worden ist, so wird sich der Geist gegen alles Widerrechtliche und Unstittliche empört fühlen. Weiß der Mensch, was er ist und was er thun soll, so hat er einen großen Schritt zum Guten gethan; die Liebe vermittelt Beides und es ist ihm Herzensbedürfnis, ein anderer, ein besserer Mensch zu werden.

Wer das Böse verabscheuet, wer den furchtbaren Richter in seinem Innern — das Gewissen — immer lebendig vor Augen hat, der hütet sich vor jeder Uebertretung; er arbeitet fleißig, thut eifrig seine Pflicht und entschließt sich fest, nicht von den Forderungen der Vernunft zu weichen und nie gegen die Gebote der Gottheit zu handeln. Sein Wille hat sich an die Maximen des Rechts und Guten gewöhnt und mit Muth und Glück wandelt er auf dem Pfade der Tugend unverdrossen fort.

Dr. Vgl.

Naturhistorisches Allerlei.

1.

In Senegambien sieht man jedes Kind der zahlreichen, dort weidenden Heerden von einem schwarzen Vogel, Rhod genannt, bedeckt. Aus welcher Ursache thut es der Vogel? Warum leidet es der Dohse? Ein Insekt nistet in Menge auf dem Rücken des letztern. Der Rhod hat seine liebste Nahrung davon. Das Kind fühlt kaum den besiederten Helfer, als das Insekt und der Schmerz schwindet, den es verursacht. Die Natur sorgte so für beide Geschöpfe, für den Dohsen und den „Dohsenhacker“, wie man auch den Rhod nennt, auf Kosten eines Scharroherlebens.

2.

Der Mensch thut sich viel darauf zu Gute, daß er Dome, Tempelpalläste, Obeliskten, Pyramiden baute, die durch ihre Größe, Stärke, Dauer, Höhe, Jahrhunderte lang Alles mit Staunen und Bewunderung füllen. Es giebt Insekten, welche ihm darin gleichen, ja ihn unendlich übertreffen. Die rothe Ameise bauet Städte, welche im Verhältniß so vollreich und von so großem Umfange sind, als die des Menschen; die Termiten oder weißen Ameisen der Tropenländer aber bauen Pyramiden von 52 Fuß Höhe, folglich Denkmäler, die unsere Pyramiden und Münster 500 Mal übertreffen, wenn wir die Größe des Menschen und der weißen Ameise mit einander vergleichen; denn dieses Thier hat nur einen Viertelzoll Größe.

3.

Es giebt doch auch Gegenden, wo das Salz ein großer Luxusartikel ist. Im Innern Afrika's fin-

det es sich zum Theil sehr sparsam und nicht rein genug vor. Einem Europäer würde es sonderbar scheinen, wenn er ein Kind an einem Stückchen Steinsalz so begierig saugen sähe, wie wenn es ein Zuckersengel wäre. Dieß aber habe ich oft gesehen, sagt Mungo Park. Die armen Leute in diesen Gegenden haben so selten Salz, daß sie einen reichen Nachbar nicht anders, als einen Mann bezeichnen, der zu seiner Speise Salz essen kann. Wer Salz lange entbehren muß, empfindet, sagt Mungo Park, recht einen unbeschreiblichen Trieb darnach. Auch in Kamtschatka ist das Salz sehr rar. Da hat man die kostbaren Lachse im Ueberfluß, aber nicht einmal Salz dazu. Auf diese Weise hat ja wohl der Himmel für solche Gegenden sehr schlecht, sehr stiefväterlich gesorgt? Nicht doch! Erstlich ist hier der Boden noch lange nicht untersucht genug, um zu wissen, ob es hier Salzquellen oder Salzlager giebt, oder nicht. Zweitens wollen wir annehmen, daß sie wirklich fehlten? Gut; so sind Dinge da, um es dafür einzutauschen. Mit der steigenden Kultur steigt die Verbindung und der Verkehr. Die Hälfte der Lachse, welche Kamtschatka den Hundten geben muß, gegen Salz vertauscht, wird die andere Hälfte mit Salz genießen lassen.

D. B.

Zum Leben des Columbus.

Fortsetzung.

4.

Im April 1493 traf Columbus von seiner ersten Entdeckungstreife wieder in Barcelona ein. Es war ein sonnenheller Augenblick seines Lebens, vielleicht nur dem zu vergleichen, wo er auf langer ungewisser Fahrt nach manchem zerronnenen Trugbilde seiner erhitzten Phantasie, unter schwierigem Schiffsvoße, in der Nacht zuerst ein fernes Lichtlein flackern sah und somit Land entdeckte. Alles war zu seinem prachvollen und feierlichen Empfange vorbereitet. Ein schöner, heiterer Frühlingstag unter so günstigem Himmelsstriche erhöhte die Feier. Die jüngsten Höflinge und Vornehmsten des Adels zogen ihm, unter ungeheuerem Volkszulaufe, entgegen, um ihn zu bewillkommen. Sein Einzug in die Stadt war wie ein Siegesaufzug. Voraus zogen Indianer, die er aus ihrer Heimath mitgenommen, um der Seltenheit und Stammverschiedenheit willen sie seinen Herrschern vorzustellen; sie waren nach ihrem Wildenbrauche gemalt und mit ihren volkreigen goldenen Zierrathen ausgeschmückt. Hinter ihnen wurden mehrere lebendige Papagoien verschiedener Art, ausgestopfte Vögel und Thiere von unbekanntem Gattungen, seltene Pflanzen von angeblich köstlichen Eigenschaften getragen; dabei wurden sorgfältigst indiansche Krönchen, Armbänder und anderer Schmuck von Gold zur Schau getragen, um eine Vorstellung von dem Reichtume der neuentdeckten Länder zu geben. Hierauf folgte Columbus zu Pferde, umgeben von einem glänzenden spanischen Reitergefolge. Die Straßen waren fast ungangbar wegen der zahllosen Menge; Fenster und Austritte waren voller Schönen, ja selbst die Dächer mit Zuschauern gefüllt. Es war, als könnte man sich an den Trophäen dieser unbekanntem Welt nicht satt sehen, oder nicht satt sehen an dem merkwürdigen Manne, der sie entdeckt hatte. Der ganze Austritt hatte etwas Erhabenes durch die mit Feierlichkeit gemischte Freude des Volks. Man betrachtete ihn als eine ausgezeichnete reiche Spende

der Vorsehung, zum Lohne fürstlicher Frömmigkeit; und das majestätische, ehrwürdige Aussehen des Entdeckers selbst, so ganz verschieden von der Jugend und Beweglichkeit, die man sonst von schwärmerischen Unternehmungen erwartet, schien der Größe und Würde seines vollendeten Werks zu entsprechen.

Ihn mit gehörigem Gepränge und Auszeichnung zu empfangen, hatten Ferdinand und Isabella ihren Thron in einem großen glänzenden Saale unter einem reichen Thronhimmel von Gold und Goldstoff öffentlich aufrichten lassen. Hier erwarteten sie ihn in Staatstracht, den Prinzen Juan neben sich, umgeben von den Großwürdenträgern ihres Hofes und dem vornehmsten Adel von Castilien, Valentia, Catalonien und Aragonien, Alle ungeduldig, den Mann zu sehen, der der Nation eine so unberechenbare Wohlthat erzeigt hatte. Endlich trat Columbus in den Saal, umgeben von einer glänzenden Menge Ritter, unter welchen er sich durch seine stattliche und gebieterische Person auszeichnete, welche nebst seinem ehrwürdig greisen Haare ihm das Ansehen eines römischen Senators gab; ein bescheidenes Lächeln leuchtete über seine Züge und zeigte, wie er an dem Ruhme und der Pracht, in welcher er eintrat, sich weidete. Und allerdings konnte nichts ruhrender seyn für ein von edlem Ehrgeize entflammtes und seiner Verdienste sich bewußtes Gemüth, als solche Beweise der Bewunderung und des Dankes einer Nation, oder vielmehr einer Welt. Als Columbus nahte, standen die Monarchen auf, als empfingen sie eine Person vom höchsten Range. Er beugte seine Kniee und bat um Handkuß; sie aber standen etwas an, diese Huldigung der Lehnsmannschaft anzunehmen. Auf die huldreichste Weise ihn aufhebend, luden sie ihn zu sitzen ein; an diesem stolzen und ängstlich anständigen Hofe eine seltene Ehre.

Auf Befehl der Majestäten gab nun Columbus Kunde von den auffallendsten Begebenheiten seiner Reise und eine Beschreibung der Inseln, die er entdeckt. Er legte die Exemplare unbekannter Vögel und anderer Thiere, die er mitgebracht, vor; seltene Pflanzen von heilsamen und würzigen Eigenschaften; gewaschenes Gold als Staub, in rohen Massen, oder zu seltsamem Wildenschmuck verarbeitet; vor Allen aber die Landeseingebornen von unerschöpflicher Merkwürdigkeit; denn Nichts ist doch dem Menschen so anziehend, als die Spielarten seiner Gattung. Dieß Alles erklärte er nur für Vorboten größerer noch zu machender Entdeckungen, welche die Besitzungen der Majestäten mit unberechenbar reichen Königthümern und den wahren Glauben mit ganzen Völkern von Profelyten mehren würden.

Mit tiefer Bewegung lauschten die Fürsten Columbus Worten. Als er geendet, sanken sie auf ihre Kniee und erhoben ihre gefalteten Hände zum Himmel, Freuden- und Dankesthränen stürzten aus ihren Augen, Lob und Dank für so große göttliche Gnade strömte von ihrem Munde; alle Anwesende folgten ihrem Beispiele, eine tiefe, feierliche Begeisterung durchdrang die ganze Versammlung und wehrte allem gemeinen Freudejubil. Das vom Chor der königlichen Kapelle gesungene Te deum laudamus mit den melodischen Gegenstimmen der Sänger erhob sich mitten aus voller heiliger Harmonie, welche gleichsam die Gefühle und Gedanken der Zuhörer himmelan trug, so daß sie in diesem Augenblicke Himmelswonnen zu genießen schienen. So fromm und festlich feierte der glänzende spanische Hof dieses große Ereigniß, Gott

für die Entdeckung einer neuen Welt Lob-, Dank- und Ehrenmelodien struend.

Als Columbus den Hof verließ, begleiteten ihn Alle unter lautem Jauchzen des Volkes nach Hause, und mehrere Tage nach einander war er der Gegenstand allgemeiner Neugier; wo er sich nur sehen ließ, da umringte ihn die bewundernde Menge.

5.

Als im Jahre 1492 Columbus die von ihm entdeckte Insel Hispaniola durchstrich und in einem Hafen still liegen mußte, besuchte ihn ein junger Cazike von Bedeutung dem Ansehen nach. Er wurde von vier Männern in einer Art von Sänfte getragen; zweihundert seiner Unterthanen waren sein Gefolge. Da der Admiral eben bei Tische saß, als er ankam, so befahl der junge Cazike seinem Gefolge, draußen zu bleiben, ging in die Kajüte, setzte sich neben Columbus und verbat sich alle Umstände. Nur zwei alte Männer traten mit ihm ein, die seine Rätze zu seyn schienen und sich zu seinen Füßen setzten. Ward ihm Etwas zu essen oder zu trinken gegeben, so kostete er es blos und sendete es seinem Gefolge, alles mit viel Würde und Anstand. Er sprach nur wenig; denn seine beiden Rätze hingen an seinem Munde, nahmen seine Gedanken auf und theilten sie mit. Nach Tische überreichte er dem Admiral einen Gürtel von seltamer Arbeit und zwei Stücken Goldes. Columbus gab ihm ein Stück Zeug, etliche Ambrakügelchen, bunte Schuhe und eine Flasche Drangewasser; zeigte ihm eine spanische Münze mit den Bildnissen des Königs und der Königin und suchte ihm die Macht dieser Fürsten begreiflich zu machen; auch rollte er die königlichen Banner und die Kreuzesfahne auf. Umsonst versuchte er, dem Caziken einen Begriff von diesen Symbolen beizubringen; der Cazike ließ sich gar nicht überzeugen, daß es eine Gegend auf Erden gebe, welche diese wunderbaren Leute und Dinge hervorbrachte; er hegte die durchgängige Vorstellung, die Spanier wären mehr als Sterbliche, und das Land und die Herrscher, von welchen sie sprachen, müßten irgendwo am Himmel vorhanden seyn. Abends wurde er mit großer Feierlichkeit in dem Nachen zurückgeleitet und ihm zu Ehren eine Salve abgefeuert. Er zog ab, wie er gekommen war, auf einem Tragessel, mit großem Zulaufe seiner Unterthanen; unfern hinter ihm ward sein Sohn auf gleiche Weise getragen und geleitet, sein Bruder zu Fuß, geführt von zwei Dienern. Die Geschenke, die er vom Admiral empfangen hatte, wurden mit großer Feierlichkeit vor ihm her getragen.

6.

Auf seiner zweiten Reise 1493 kam Columbus auch auf eine Insel, welche die Indianer Turuqueira, er aber Guadeloupe nannte. Hier fand er Häuser aus Baumstämmen mit Rohr und Nesten dazwischen und mit Palmblättern gedeckt, wie auf Cuba und Hispaniola, über den Eingängen leidlich aus Holz geschnitzte Schlangensbilder, viel Baumwolle, Bogen und scharfe Pfeile, Gänse, Papagoien, Ananas u. dergl.; aber auch Menschenknochen, zu Gefäßen im Hausrathe aufgehängte Menschenschädel, woraus sich dann ergab, daß dieß eine Cannibalen- oder Caraimeninsel sey. So hieß ein Stamm wilder, unbarmherziger Krieger, welche das Schrecken dieser Seen waren, auf hundert und funzig Seemeilen weit Dörfer plünderten, die jüngsten und schönsten Frauen als Sklavinnen entführten, die Männer aber schlachteten und aßen. Kna-

ben zogen sie auf, mästeten sie zu ihren Gelagen und entmannten sie, um sie leckerer zu machen. Diese Umstände waren wohl geeignet, Columbus verlegen zu machen, als er Abends den Kapitän einer Caravelle, Diego Marque, mit acht Mann vermisste und sie auch Tags darauf vergebens suchen und durch Kanonen- wie Flintenschüsse ihnen ein Zeichen seiner Nähe geben ließ. Da erbot sich Alonso de Njeda, ein kühner, starker und gewandter Jüngling, mit vierzig Mann in das Innere des Landes zu bringen und alle Wälder zu durchsuchen. Sein Anerbieten ward angenommen. Alles Rufen und Schießen war vergeblich. Die Nachsuchung war in den dichten üppigen Wäldern nur um so mühseliger, da auch manche Ströme zu durchwaten waren. Schon gab Columbus die Streifzügler auf und wollte absegeln, als ein Zeichen auf der Küste gegeben ward. Sie kamen an, aber abgemagert und erschöpft. Unkundig der Dertlichkeit waren sie tiefer und tiefer in die Insel eingedrungen, spurlos in einem dichten Walde mehrere Tage umhergeirrt, hatten Felsen erklimmt, Flüsse durchwaten, in Dornen und Dickicht sich verirrt. Beinahe verzweifeln, waren sie an das Seegeflade gekommen und hatten endlich die Flotte ruhig vor Anker liegen sehen. Sie brachten einige Weiber und Knaben mit. Männer hatten sie glücklicher Weise nicht getroffen, da sie auf einem Zuge begriffen waren. Trotz ihren ausgestandenen Mühseligkeiten und seiner Freude über ihre Wiederkehr straste Columbus doch die Verletzung der Dienstzucht, ließ also den Kapitän verhaften und der Mannschaft einen Theil ihres Speisemasses entziehen.

W.

W o c h e .

Am 22. März 1665 brach in London die Pest aus, welche in diesem Jahre in England und Schottland furchtbare Verwüstungen anrichtete.

Am 22. März 1826 starb in London Carl Maria von Weber, Einer der genialsten und gefeiertsten deutschen Tonsetzer, der Komponist des „Freischützen,“ des „Oberon,“ der „Preciosa“ und vieler andern Meisterwerke. Er war königl. sächs. Kapellmeister, und hatte sich nur zur Aufführung seines „Oberon“ nach London begeben, wo ihn der Tod ereilte.

Der 24. März 1603 war der Todestag der Königin Elisabeth von England, Tochter Heinrich's VIII. und der Anna Bolern, Eine der größten Frauen, welche je auf Thronen gesessen haben. Sie war es, die den eigentlichen Grund zu England's Größe legte.

Am 25. März 1827 trat Kapitän Parry die vierte Entdeckungsexpedition nach den nördlichen Polargegenden an.

Durch ein Edikt vom 26. März 1622 wurde den Jesuiten ein längerer Aufenthalt in Holland verboten.

Am 27. März 1802 wurde der Friede zwischen England auf der einen Seite, und Frankreich, Holland und Spanien auf der andern Seite zu Amiens unterzeichnet. Bekanntlich war er nur von kurzer Dauer.

Am 28. März 1802 wurde die „Pallas,“ ein neuer Planet zwischen Mars und Jupiter, von dem deutschen Arzte und Astronomen Dr. Olbers in Bremen entdeckt.

D.

Verlag von Bossange Water in Leipzig.
Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.